

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 10

Artikel: Ein berühmter Kultur-Anatom [Schluss]
Autor: Katscher, Leopold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein berühmter Kultur-Anatom

Ein literarisches Lebensbild von Leopold Katscher

(Schluß)



un dauerte es nicht lange, bis Taine als Autor Aufsehen erregte — insbesondere durch seine scharfe Logik, seine originelle Beweisführung, seine neuartige kritische Theorie. Mit fünfundzwanzig Jahren sprang diese moderne Pallas in die Literatur, fertig gerüstet mit einem eigenen Untersuchungssystem, einer eigenen Philosophie und einem eigenen Meister- und Musterstil. Die Freiheit und Neuheit seiner Lehren, wie seine frische, kräftige Schreibweise eroberten ihm das liberale Publikum im Sturm, während er von den kirchlichen und offiziellen Kreisen immer mehr verkehrt wurde. Alles, was er nachher in seinen zahlreichen Schriften näher ausführte, weist in nuce schon sein erstes Buch auf: „Lafontaine und seine Fabeln“, das er 1853 anlässlich der Erlangung der Doktorwürde herausgab. Seine eigentliche, lateinisch geschriebene Doktordissertation gewöhnlicher Art führte den Titel „De personis Platonicis“. Im nächsten Jahre ließ er seinen von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönten „Essai über Titus Livius“ mit einer Vorrede erscheinen, von der mehrere der „Unsterblichen“ so unangenehm überrascht waren, daß sie die dem Werke selbst bei der Preiszuerkennung gespendete Anerkennung gerne widerrufen hätten, wenn dies nur möglich gewesen wäre.

Der Verfasser selbst mußte bald darauf wegen eines hartnäckigen Kehlkopfleidens einige Pyrenäenbäder aufsuchen, und bis zur Heilung verstrichen volle zwei Jahre, die er teils mit einem gründlichen Studium der englischen Literatur, teils mit der Stoffansammlung für sein in zahllosen Auflagen erschienenenes, vortreffliches Buch „Eine Pyrenäenreise“ (deutsch: Stuttgart 1879) ausfüllte. Dieses Buch bewies, daß er nicht nur der geistvolle Geschichtsforscher und Literaturhistoriker war, als den man ihn bis dahin kannte, sondern auch

ein Reiseschilderer ersten Ranges, ein phantasiereicher, poetisch begabter Beobachter von Land und Leuten, ein tiefer Kenner der Natur, ein liebenswürdiger, heiterer Erzähler. Er sieht nicht so sehr aufs Äußere der Dinge, wie auf deren Psyche; mit dem Äußern beschäftigt er sich blos, um daraus Argumente zu schöpfen für die Dialektik, die er an alles Gesehene anlegt. In erster Reihe faßt er überall die geistige und künstlerische Seite, das Wie und Warum ins Auge. Er vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und ist ein großer Freund landschaftlicher Schönheiten. Statt trocken zu dozieren, kleidet er seine Meinungen und die gegenteiligen in Gesprächsform; selbstverständlich deckt sich diejenige Person, welche Recht behält, mit dem Verfasser. Er liefert seine Bilder der Volksitten und des Touristenlebens. Über Botanik, Geologie zc. sagt er gerade so viel, daß sowohl der Fachmann als auch der Laie sich befriedigt findet. Noch wertvoller aber erscheint sein späteres, ebenfalls sehr populär gewordenes Reisewerk „In Italien“. Freilich kann es in keinem der beiden an Fehlern und Irrtümern mangeln, da ihm alles zur Erläuterung seiner Theorien dienen muß; doch tut dies ihrer hohen Bedeutung weiter keinen Eintrag.

Nachdem Taine 1856 in dem witzigen Buche „Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts“, welches viel Aufsehen und — Schadenfreude erregte, eine kräftige, geschickte Abschlichtung der eklektischen Schule in positivistischem Sinne vorgenommen und namentlich den „Vorsitzenden der amtlichen Weltweisheit“, den berühmten Victor Cousin, grausam hingerichtet hatte (er nannte ihn u. a. einen Quacksalber und Marktschreier), ließ er 1858 einen Band ausgezeichneter „Kritischer und geschichtlicher Versuche“ — über Guizot, Plato, Saint-Simon, Dickens, Macaulay u. a. m. — erscheinen, welchen sieben Jahre später „Nouveaux essais de critique et d'histoire“ folgten, in denen u. a. Racine, Balzac und Labrunère analysiert waren. In den 60er Jahren bereiste er wiederholt England, und das Hauptergebnis seiner längeren Aufenthalte daselbst waren die auflagenreichen „Notes sur l'Angleterre“ (deutsch bei Eugen Diederichs in Jena), die trotz mancher Wahrheiten, die er John Bull darin sagt, auch bei diesem ungemein beliebt geworden sind und auch hohes Lob verdienen, obwohl der Autor von seiner Induktionsmethode und seiner Vorliebe für Paradoxe sehr oft zu einseitigen Unrichtigkeiten, unbedachten Verallgemeinerungen und übereilten Schlussfolgerungen verleitet wird.

Noch geistvoller, wenngleich mit denselben Fehlern behaftet, ist die zuerst

1863 publizierte, in Frankreich, England und Nordamerika außerordentlich verbreitete fünfbändige „Geschichte der englischen Literatur“ (deutsch: Leipzig 1877—1879), eine geniale, schwungvolle, überraschend eigenartige Analyse der Kulturpsychologie Englands, illustriert durch Literaturgemälde. Seine zahlreichen Irrtümer, die auch von den Bewunderern dieses mit Recht viel gepriesenen Meisterwerks nicht geleugnet werden können, verhindern nicht, daß der Leser den scharfsinnigen Denker überall erkennt. Nie vorher waren literarischichtliche Stoffe in so wirkungsvoller, gemütsreicher, trotz aller Belehrung von jeder Trockenheit himmelweit entfernter Weise behandelt worden. Selbst die erheblichsten Einwendungen gegen die „Geschichte der englischen Literatur“ können deren Bedeutung und Wichtigkeit nicht schmälern, denn das Streben des Verfassers nach Wahrheit ist so groß, daß seine Urteile selbst dann Beachtung verdienen, wenn sie falsch und schief ausfallen.

1863 wurde Laine Examinator der deutschen Sprache und der französischen Literatur an der bekannten Militärschule von Saint-Cyr, ein Jahr darauf überdies Lehrer der Ästhetik und Kunstgeschichte an der Pariser École des beaux-arts. In diesem Wirkungskreise zeigte er sich als ganz hervorragender Kunstkenner und Kunstforscher. Aus der zweiten Hälfte jenes Dezenniums stammen die auf seiner Lehrtätigkeit und auf ausgedehnten Reisen beruhenden, ebenso gelehrten wie anregenden und interessanten Bücher „Philosophie der Kunst“, „Das Ideale in der Kunst“, „Philosophie der Kunst in den Niederlanden“, „Philosophie in der Kunst in Griechenland“¹⁾. Auch in diesen Werken, wie allerwärts, denkt er selber, betet nicht andern nach und sagt stets, was er für richtig hält, nicht aber, was die „Welt“ gerne hören möchte. Nebenher ließ er die höchst amüsante Satire „Jean Gerstenkorn, oder Notizen über Paris“ erscheinen, die sich noch jetzt großer Beliebtheit erfreut. 1868 vermählte er sich, und seither verbrachte er alljährlich den Sommer auf seinem savoyischen Landgut in Menthon-Saint-Bernard, die übrige Zeit in der Hauptstadt lebend, wo er sich längst von jeder Lehrtätigkeit zurückgezogen hatte, um ausschließlich nur mehr seinen Forschungen zu leben. Nach Veröffentlichung des rein-philosophischen zweibändigen Werkes „L'intelligence“ (deutsch unter dem Titel „Der Verstand“: Bonn 1880) im Jahre 1870 machte er kurz vor Ausbruch des Krieges noch eine Reise durch Deutschland. Am 5. März 1893 starb er als Diabetiker.

¹⁾ Fast durchweg von Ernst Hardt verdeutscht im Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

Sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk ist „Die Entstehung des modernen Frankreich“. Der erste Band erschien 1875 und der letzte (sechste) 1893 als Fragment. Ursprünglich war das Ganze nur auf drei Bände berechnet, aber das ungeheure Material wuchs dem Autor immer höher über den Kopf. Das kann nicht wundernehmen, denn wohl nie vorher hat ein Historiker so erstaunlich umfassende Quellenstudien gemacht, wie sie für die „Origines de la France contemporaine“ vorgenommen worden sind. Taines Belesenheit in der einschlägigen Literatur und archivalischen Schriftstücken steht wahrscheinlich beispiellos da. Daher der Umfang des Werkes und die Langsamkeit seines Fortschreitens. Unser geniale Forscher hat so viel Archivstaub dabei schlucken müssen, daß seine Gesundheit dadurch untergraben worden sein dürfte; er hätte sonst vermutlich viel länger gelebt, während er so schon seit etwa zehn Jahren sich recht leidend fühlte.

Auch das in Rede stehende monumentale Werk (deutsch von mir: Leipzig, 1877—1894) hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten. Beide sind von der Kritik aller Kulturländer tausendfach erörtert worden, zum Teil in sehr leidenschaftlicher und höchst einseitiger Weise. Mit Recht hat man gar manches herb getadelt; doch ändert dieser Umstand nichts an der einen Tatsache, daß diese Unternehmung zu den großartigsten Leistungen der Geschichtsschreibung aller Zeiten gehört. Zwar vergißt Taine zu oft, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden und daß der Fortschritt der Menschheit so oder so unerbittlich und naturnotwendig über das Alte hinwegschreitet; wohl bewirkt er mit seiner imposanten Anhäufung von tatsächlichen Belegen und Beweisen sehr oft, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht; zwar hat er in der Abteilung „Das revolutionäre Frankreich“ aristokratische und konservative Neigungen, die den Leser des demokratischer gesinnten ersten Bandes („Das vorrevolutionäre Frankreich“) überraschen; zwar behandelt er in der dritten Abteilung („Das nachrevolutionäre Frankreich“) die Kirche mit erstaunlichem Wohlwollen. Da er selber aber in der Politik keiner Partei angehörte und in Religionsdingen ja bekanntlich ein verrufener Freigeist war, kann man ihm die alte Objektivität nicht absprechen und muß seiner Versicherung, daß er nur schreibe, was ihn seine nüchternen, unbefangenen Forschungen lehren, vollauf Glauben schenken. Er gelangt hier zu denselben Ergebnissen wie v. Sybel, Schmidt, Burke und andere Revolutionshistoriker; ja, er verfällt sogar, wie in

allen seinen Werken, in einseitige Übertreibung und zerfasert die Ideale seiner Landsleute mit so großer Strenge, daß er an der Revolution überhaupt kein gutes Haar mehr läßt. Darin geht er allzu weit; jedoch die Vorzüge des Werkes entschädigen hinreichend für das, was darin unbefriedigend bleibt. Die Glanzpunkte sind jedenfalls: die Schilderung der Verhältnisse und Zustände des anciens régime im ersten, die ausgezeichneten Darlegungen der Aufgaben des modernen Staates im vierten und fünften Bande, endlich die großartigen Porträts der Hauptpersönlichkeiten der Republik: Napoleon, Robespierre, Danton, Marat, Saint-Just usw.

Leider sollte man nicht in die Lage kommen, sich ein endgültiges Urteil über „Die Entstehung des modernen Frankreich“ zu bilden, denn der sechste Band ist Torso geblieben. So weit dieser vorliegt, behandelt er die durch das napoleonische Regierungssystem geschaffenen Verhältnisse der Kirche, der Schule und der Familie im heutigen Frankreich; geplant war aber noch, „die moderne Sphäre, das Milieu unserer Zeit zu schildern und die Daseinschwierigkeiten bezw. Erleichterungen zu beschreiben, welche die Sphäre der gegenwärtigen französischen Gesellschaft darbieten.“

In seinen zwölf oder dreizehn letzten Lebensjahren war Taine einer der vierzig „Unsterblichen“. Wie doch die Zeiten sich ändern! 1863 lehnte es die Akademie ab, ihm, obwohl er vom Ausschuß einstimmig dafür empfohlen war, für die „Geschichte der englischen Literatur“ den Spezialpreis von 4000 Fr. zu zuerkennen; nachträglich aber öffneten sie ihre Pforten nicht nur Taine, sondern sogar Littré, dem jüngeren Dumas und noch weit „schlimmeren“ Größen. Nach der Würde eines membre de l'Institut hatte unser Kultur-anatom trotz aller Liebe zur Zurückgezogenheit ernstlich gestrebt.

Leicht ist es, an der Hand des Briefwechsels seine Grundideen kurz zu erwähnen. S. 588 heißt es:

„Was mich in meinem Leben am meisten beschäftigt hat, ist die Ausbildung meines Geistes und die Entwicklung allgemeiner Ideen. Diese finden sich dargelegt in der Einleitung zur „Histoire de la littérature anglaise“, in der Vorrede zur dritten Auflage der „Essais de critique et d'histoire“, in „La philosophie de l'art“, in der Studie über Carlyle („L'idéale dans l'art“) und in „L'intelligence“. Kurz: ich habe ein paar Ideen aufgelesen, die mir ziemlich

bemerkenswert schienen und, wenigstens in Frankreich, seit Montesquieu unbeachtet geblieben waren.“

Hauptsächlich aber ist er ein Interpret deutscher Ideen, besonders Hegels, und ein naher Geistesverwandter Spinozas und Herders. Er nannte Deutschland den „erstaunlichen Arbeitsraum Europas, in welchem alle menschlichen Gedanken untersucht und umgeschmiedet werden“.

Sehr interessant sind die auf Deutschland bezüglichen Partien der Mendelssohn-Bartholdyschen Veröffentlichung. Nur drei deutsche Korrespondenten kommen in der Brieffammlung vor: Max Müller mit 2, Nießsche mit 3 und meine Wenigkeit mit 8 Briefen aus Taines Feder. Die an Müller behandeln dessen religionswissenschaftliche Forschungen aus Kants Kritik der reinen Vernunft; die an den Zarathustraphilosophen gerichteten zeigen den Schreiber als dessen eifrigen Leser und warmen Verehrer, während der Hauptwert der mir geschriebenen in den Streiflichtern liegt, die sie auf Taine selbst werfen — in geistiger, menschlicher und biographischer Hinsicht.

Außer anziehenden Kritiken mehrerer hervorragenden deutschen Bücher, einer Abhandlung über die Struktur des deutschen Stils und der Schilderung einer Abendunterhaltung bei Mohl teilt Mendelssohn-Bartholdy eine Reihe von „Aufzeichnungen“ und „Anmerkungen über Deutschland“ von Taine mit, der allerdings kaum anderthalb Monate in Deutschland verbrachte, nämlich 1870¹⁾. Er wollte einen langen Aufenthalt nehmen, um ein größeres Werk über die Deutschen zu schreiben; allein der plötzliche Tod seiner Schwiegermutter veranlaßte ihn zur Heimkehr und der wenige Tage darauf erfolgte Ausbruch des Krieges zum Aufgeben seines Planes, den er denn auch nie wieder aufgegriffen hat. Mit der Begründung: „Wir können nicht mehr unparteiisch sein“ verzichtete er für immer auf die Abfassung eines Deutschlandbuches. Und ich muß bekennen, daß dieser Entschluß kaum zu bedauern ist, wenn man nach den Proben schließen darf, die sich bei Mendelssohn-Bartholdy finden: aus der Zeit vor dem Kriege, wo der schon an sich stets unparteiische Taine auch Deutschland gegenüber noch vollkommen unbefangen war. Hier einige Belege für das stellenweise recht krause Zeug, das er vor dem Krieg, 1850, 1869 und 1870, neben viel hübschem zuwege brachte — objektive, aber

¹⁾ In demselben Jahre verbrachte er einige Wochen in der Schweiz.

phantastische Schnörkel, zum Teil echt Tainesche Verallgemeinerungskunststückchen:

„Der Deutsche bildet seinen Charakter um. Er wird hochmütig, geringschätzig, ungerecht den Ausländern gegenüber. Er verliert gänzlich die Breite des kosmopolitischen Geistes, die Sympathie für andere, die er zu Goethes Zeiten hatte. Der Beweggrund ist, daß ihm seit sechzig Jahren alle seine geschichtlichen, philologischen, völkerkundlichen und philosophischen Bücher immer wiederholen, die Deutschen seien das auserwählte Volk. Die Umwandlung ist riesengroß: hat der Deutsche bisher lediglich geträumt und nachgedacht, so handelt er gegenwärtig.“

„Keine beständigen Komödien und Affektationen wie in der Gesellschaft Frankreichs. Dagegen großer Mangel an Höflichkeit. Bei der Unterhaltung wird einem stets auf den empfindlichsten Stellen herumgetrampelt. Außerordentlich hohes Schamgefühl in gewissen Dingen; dagegen küssen sich Verheiratete auf dem Schiff und überhaupt in der Öffentlichkeit. Nach zweitägiger Bekanntschaft entwirft einem der Deutsche das Seelenbild seiner Schwester und seiner Frau.“

„Kleist's Erzählungen sind zweiten oder dritten Ranges. Schillers „Dreißigjähriger Krieg“, Goethes „Dichtung und Wahrheit“, „Wilhelm Meister“ und „Wahlverwandtschaften“ sind schlecht geschrieben, mit einem Schimmer von akademischem Saß. Sie kennen den Wert einer Redewendung, eines Wortes nicht, verstehen nicht abzukürzen oder einen Punkt in richtiges Licht zu setzen oder eine Bewegung, eine Landschaft sehen zu lassen. Zwanzig kleine Erzählungen aus dem Pariser Leben stehen höher, und alle unsere großen Schriftsteller überragen sie hundertmal. Derselbe Unterschied besteht zwischen ihrer und unserer Malerei. . . Der geringste deutsche Literat oder Romanschriftsteller maßt sich an, goethegleich große philosophische Ideen heranzuziehen, Ansichten darzulegen über Natur, Menschheit, Gesellschaft, Moral, Gott usw. Daher tiefgehende Langweile, eine Unmenge Werke, die mir vorkommen, als wolle man die Welt in eine Flasche einzwängen.“

„Der Deutsche ist sehr einfach; er gibt sich ganz der ersten Aufwallung hin. Mit der größten Begeisterung denkt der stolze Engländer an seine Pflicht, der eitle Franzose an das, was die andern denken, der Deutsche an — nichts. Daher große Gutmütigkeit, Naivität, Dankgefühl und auch Ubernheit. Er ist ein-

wenig kindlich. Die Gefühle sind hier unverfälscht — in der Milde, im Zorn, in der Wohltätigkeit, in der Einfalt. Es ist klares, ungemischtes Wasser. Die Rasse ist noch urwüchsig. . . . Die Liebe ist unendlich aufrichtig und unschuldig.“

„Beim Deutschen fallen drei Punkte besonders ins Auge: Phlegmatisches Temperament mit mattem Empfinden, langsamem Handeln, verwässertem Blut; Wille oder Gewohnheit, einem Befehl zu gehorchen, der ihm gegeben wird, oder den er sich selbst gibt; die alte Urwüchsigkeit der Gefühle.“

Welche Mischung von Richtigem und Unsinnigem! Welche Widersprüche und Paradoxe! Das hindert jedoch nicht, daß Laine ein glänzender Schriftsteller ersten Ranges bleibt, dem die Geisteswelt ungemein viel zu verdanken hat. Trotz seiner großen Fehler muß man ihn als einen geistreichen, unbefangenen Wahrheitsucher bezeichnen. Er ist eine Individualität, deren Erforschung moralisch lohnt, und darum sei hiermit das Studium seines „Lebens in Briefen“ angelegentlich empfohlen.

Über Grillparzers Verhältnis zu Kathi Fröhlich

Ein Problem der Liebe

Von Joseph Aug. Lux



Das Problem Grillparzer in seinen Beziehungen zu Kathi Fröhlich, der sogenannten „ewigen Braut“, wie zum Weibe überhaupt, ist das alte und ewig neue, nie zu Ende gehende Problem der Liebe. Vorübergehend fühlt fast jeder Liebende sich als Dichter oder Künstler, wenn er auch im sonstigen Leben keinen Beruf zum Dichter oder Künstler besitzt. Er fühlt so, nicht indem er etwa Liebesgedichte macht, was er leider so häufig tut, sondern indem er den Gegenstand seiner Neigung verklärt, geistig erhöht, idealisiert. Kein Vergleich ist ihm zu kühn, die Geliebte zu erhöhen. In den schönsten und vollkommensten Dingen will er ihre Züge erkennen. Er vergöttert sie. Er nennt sie sein Idol, seinen Engel, seinen Stern. Jeder wirklich Liebende verfährt darin genau so, wie der Künstler und wie der Dichter, der gewissermaßen von einer nie verlöschenden universellen Liebe befeuert ist und sich nicht damit begnügt die Zufälligkeiten des Modells sklavisch nachzuahmen, sondern es zu erhöhen versucht, nach seinem immanenten Schönheitskanon, es also auch auf seine Art vergöttert.